Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 56 (1976-1977)
Heft: 12

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

ZUR EUROPÄISCHEN EINIGUNG: EIN MANN UND SEINE METHODE

Die Memoiren Jean Monnets

Mit 87 Jahren hat sich Jean Monnet, der unermüdliche «Vater Europas», die Musse genommen, seine Memoiren[1] zu schreiben. Auf 600 Seiten ist nicht ein Buch entstanden, sondern deren drei: ein faszinierender Lebensroman, eine Geschichte der europäischen Einigung und ein Lehrbuch der «Monnet-Methode», zu der auch der ungeschminkte und präzise Stil gehört. Seine Methode, Menschen und Nationen dazuzubringen, ihre gemeinsamen Interessen zu erkennen und entsprechend zu handeln, hat Monnet in allen Stationen seiner Laufbahn angewandt und weiterentwickelt: als Beauftragter für die alliierte Nachschuborganisation in beiden Weltkriegen, als stellvertretender Generalsekretär des Völkerbundes, sogar als privater Geschäftsmann in der Wirtschaftsfinanzierung Polens, Rumäniens und Chinas, als Vermittler zwischen de Gaulle und Giraud bei den freien Franzosen, nach dem Krieg als französischer Planungskommissar, als Inspirator und erster Präsident der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl (Montanunion), schliesslich von 1955 bis 1975 als «spiritus rector» des «Aktionskomitees für die Vereinigten Staaten von Europa».

Woraus besteht Monnets Methode? Zunächst daraus, den richtigen Moment zu erfassen: «Das Leben ist freigiebig mit Gelegenheiten zu handeln, doch muss man durch langes Nachdenken darauf vorbereitet sein, sie zu erkennen und ... im Hinblick auf ein Ziel zu nutzen. Meines war die gemeinsame Aktion.» Monnet verstand es, seine Ideen dort vorzubringen, wo sie verwirklicht werden konnten: bei den Inhabern politischer Macht. Er selber wollte nicht zu ihnen gehören, da der Kampf um die Macht den Blick für die wirklichen Probleme verneble: «Braucht es viel Zeit, um an die Macht zu kommen, so braucht es wenig, um den Machthabern den Weg zu erklären, die Schwierigkeiten des Moments zu überwinden ... Wenn ihnen Ideen fehlen, nehmen sie dankbar welche entgegen – unter der Bedingung, dass man Ihnen die Urheberschaft überlässt.» Der knapp sechsundzwanzigjährige Monnet, als Reisender im väterlichen Cognacgeschäft bereits welterfahren, scheut sich 1914 nicht, den französischen Premierminister Viviani aufzusuchen und von der Notwendigkeit zu überzeugen, die wirtschaftlichen Kräfte der Alliierten gemeinsam zu nutzen.

Von derselben Sache sprechen

Nach London geschickt, wendet Monnet eine Regel an, die sich auch später immer wieder bewähren sollte: «Zuerst eine Gesamtbilanz aufstellen.» Bequemen sich die nationalen Verwaltungen auf Befehl von oben erst einmal dazu,

ihre Informationen auszutauschen, so ergibt sich daraus von selbst das Bewusstsein, gemeinsam handeln zu müssen, und gleichzeitig entsteht eine von gegenseitigem Vertrauen getragene Aktionsequipe. «Von derselben Sache zu sprechen, ist die erste und vielleicht die einzige Regel, um sich zu verstehen. – Wenn Sie Menschen verschiedener Herkunft zusammenbringen, sie mit ein und demselben Problem konfrontieren und mit dessen Lösung beauftragen, so sind es nicht mehr dieselben Menschen. Sobald sie nicht mehr einzelne Interessen zu verteidigen haben, kommen sie ohne Mühe zu ein und derselben Ansicht.»

Das Meisterstück dieses Vorgehens war die Ausarbeitung der Montanunion und dann deren Verwaltung in der «Hohen Behörde» unter Monnets Vorsitz: «Zahlreiche übereinstimmende Berichte verbreiteten die Legende, in den Institutionen von Luxemburg sei wie in einem Laboratorium ein neuer Menschentyp am Entstehen. Das beunruhigte natürlich jene, die die Bildung einer von den nationalen Realitäten abgeschnittenen Technokratie mit grosser, unkontrollierter Macht befürchteten. Zweifellos entstand etwas Neues und Starkes in unserer Equipe: der europäische Geist als Frucht der gemeinsamen Arbeit und vor allem der Notwendigkeit, nach breiter Diskussion und Konsultation zu einem gemeinsamen Schluss zu kommen. Dieser europäische Geist stiess die gewohnten Denkschemata um, aber wenn er sich durchsetzte, so nicht wegen einer technokratischen Autorität, die wir nicht hatten und vor der die EG-Kommission auch heute noch durch die Art ihrer Befugnisse gefeit ist: mehr Beratung und Empfehlung als Entscheidung. Der Einfluss, der von Luxemburg ausging, stützte sich auf das Vorbild der enthusiastischen Menschen, die aus sechs Ländern kamen und eine gemeinsame Sprache sprachen.»

Die Souveränitäten verschmelzen

Interessengegensätze traten auch in der «Hohen Behörde» auf – doch sie wurden dank dem Mechanismus der Mehrheitsentscheidung ohne Spaltung überwunden: «Die Mehrheitsregel war das sicherste Mittel, um einen einstimmigen Entscheid herbeizuführen, da sie die Minderheit zur Mässigung anhält. Aber auch für die Mehrheit besteht die Mässigung darin, ... ihre Ansicht nicht aufzuzwingen, sondern höchstens nach einer erschöpfenden Diskussion durchzusetzen.» Diese Entscheidungsfähigkeit ist der wesentliche Fortschritt gegenüber der blossen Zusammenarbeit zwischen Regierungen, die nur die Diskussion, nicht die Entscheidung herbeiführt. Die Zusammenarbeit «ist der Ausdruck der nationalen Macht als solcher und kann diese nicht ändern – sie wird daher niemals die Einheit hervorbringen. – Das Vetorecht ist die tiefere Ursache und zugleich das Symbol der Unfähigkeit, die nationalen Egoismen zu überwinden». An diesem Grundübel krankten der Völkerbund und die UNO, aber auch der Europarat und die Europäische Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit (später OECD). Oft ist das Vetorecht Ausdruck des Willens, andere zu beherrschen, statt in Gleichheit zusammenzuarbeiten.

Um diese Mentalität – die Monnet de Gaulle vorwirft – zu überwinden, muss man immer wieder «zeigen, dass die Souveränität zugrunde geht, wenn

man sie in den Formen der Vergangenheit einfriert. Damit sie lebt, muss sie in einen grösseren Rahmen überführt... und mit anderen verschmolzen werden». Gerade eine starke nationale Autorität ist imstande, Souveränität zu delegieren. Ein Vorentwurf zum Schuman-Plan für die Montanunion enthielt folgenden Satz, der dann wegfiel, wohl weil er allzu deutlich war: «Dieser Vorschlag hat eine wesentliche politische Tragweite: ins Bollwerk der nationalen Souveränitäten eine Bresche zu schlagen, so eng dass sie Zustimmung findet, und so tief, dass sie die Staaten zu der Einheit führt, die für den Frieden notwendig ist.» Den Ausdruck «Supranationalität» liebt Monnet nicht; entscheidend ist für ihn die Aufstellung gemeinsamer Institutionen: «Nichts ist möglich ohne die Menschen, nichts ist dauerhaft ohne die Institutionen. – In ein neues System von Verpflichtungen gestellt, ... verändern sich die Menschen. Sie werden besser, wenn der neue Rahmen besser ist: das ist ganz einfach die Geschichte des Zivilisations-Fortschritts, und es ist die Geschichte der Europäischen Gemeinschaft. Die Schwierigkeiten, auf die die Europäer in ihren gegenseitigen Beziehungen noch täglich stossen, dürfen uns nicht täuschen: das sind jetzt interne Schwierigkeiten, wie wir sie normalerweise im Innern unserer Länder durch die Diskussion und die frei akzeptierte Entscheidung regeln.»

Geduld oder grosser Wurf?

Unablässiges Wiederholen, geduldiges Überzeugen, die Aktion den Möglichkeiten des Augenblicks anpassen – das alles sind Elemente von Monnets Methode, die aber auch den Versuch des grossen Wurfs kennt: «Die Menschen akzeptieren die Veränderung nur aus Notwendigkeit, und sie sehen die Notwendigkeit nur in der Krise.» Je grösser die Krise, desto grösser die Chance. Monnet stellt seinen Memoiren das Kapitel über den Versuch voran, 1940 den französischen Zusammenbruch durch die totale Fusion mit Grossbritannien zu verhindern. Diese «Geste von absoluter Grösse und unmittelbarer Wirksamkeit» überzeugte Churchill und de Gaulle, obwohl sie «in ihrem mystischen Glauben an die nationale Souveränität» nicht an eine tatsächliche Fusion glaubten. Die französische Regierung war zu einem solchen Willensakt ohnehin nicht mehr fähig, und so blieb das britische Angebot Papier – doch glaubt Monnet noch heute, dass die Fusion mit mehr Glück hätte Wirklichkeit werden können.

Nach dem Krieg jedoch, als Adenauer die totale deutsch-französische Union vorschlug, hielt Monnet den Moment nicht für geeignet, um eine europäische Gesamtkonstruktion zu versuchen, und er interessierte sich daher auch wenig für die idealistischen Bemühungen europäischer Föderalisten. Dagegen griff er einen andern Vorschlag Adenauers auf, nämlich die Montanindustrie Deutschlands, Frankreichs und des Benelux einer gemeinsamen Behörde zu unterstellen. Damit konnte nicht nur das dringende Problem der alliierten Kontrolle über die deutsche Montanindustrie gelöst, sondern auch die europäische Einigung an einem Schlüsselpunkt angepackt werden: über die Grenzen hinweg verschmolzen, würden Kohle und Stahl von einem Symbol der Kriegsmacht zu einem «Pfand des Friedens». Monnet

arbeitete in einem engen Freundeskreis die Erklärung aus, mit der Aussenminister Robert Schuman am 9. Mai 1950 Deutschland die Montanunion anbot: «Europa wird weder auf einen Schlag noch durch eine Gesamtkonstruktion errichtet werden, sondern durch konkrete Errungenschaften, die zuerst eine faktische Solidarität schaffen.» Für Monnet war damit «die erste Grundlage einer europäischen Föderation» gelegt, nach einer Methode, die «langsam und wenig spektakulär erscheint, aber seit 25 Jahren ununterbrochen funktioniert». Auch für die Art des Funktionierens lieferte die Gründung der Montanunion ein Beispiel: den ersten Nachtmarathon des Ministerrates, als man sich für den Sitz nur auf ein Provisorium einigen konnte.

Europa – Baustein der Weltordnung

1955, als der Aufbau der Montanunion gesichert war, die weitere Einigung jedoch mit dem Scheitern der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft einen Rückschlag erlitten hatte, legte Monnet sein Amt nieder und gründete das «Aktionskomitee für die Vereinigten Staaten von Europa» mit offiziellen Vertretern aller Parteien und Gewerkschaften (Gaullisten und Kommunisten ausgenommen). In rastloser Reisediplomatie brachte Monnet die politischen Kräfte zu gemeinsamen Stellungnahmen und förderte auch hinter den Kulissen die Gründung und Entwicklung der Euratom und der EWG. Monnet hoffte auf die Nuklearenergie als entscheidenden Antrieb für Europa, sein Komitee warnte prophetisch vor der Erdöl-Abhängigkeit: «Von der Energieversorgung Westeuropas hängen Fortschritt oder Niedergang unserer Länder ab.» Die allgemeine Wirtschaftsgemeinschaft fand Monnet «ein bisschen vage», doch war sie nötig, um Deutschland für Euratom zu gewinnen. Monnets Skepsis war begründet, doch «wenn die Erfahrung gezeigt hat, dass die Entscheidungsbefugnis in ungenügendem Masse auf die europäische Ebene übertragen wurde, so ist es die Sache der Politiker von heute, nachzuholen was jene von gestern ihren zögernden Parlamenten nicht vorzuschlagen wagten».

Zunächst galt es jedoch für das Komitee, das Erreichte gegen de Gaullesche Obstruktion zu bewahren und den Beitritt Grossbritanniens zu fördern: «Nur die wirtschaftliche und politische Einheit Europas inklusive England und die Herstellung partnerschaftlicher Beziehungen von gleich zu gleich zwischen Europa und den Vereinigten Staaten werden es ermöglichen, den Westen zu konsolidieren und so die Bedingungen für einen Frieden zwischen Ost und West zu schaffen. Ausserhalb dieses Wegs ... gibt es für unsere einzelnen Länder nur das Abenteuer und die Herrschsucht, die gestern beinahe Europa ins Verderben stürzte und die heute die Welt ins Verderben stürzen könnte.» Für Monnet ist die EG selber «nur eine Etappe zu den Organisationsformen der Welt von morgen», ein Baustein um «unsere Zivilisation zu erhalten, die dem Rest der Welt so weit voran ist».

Hoffnung auf die Regierungschefs

Als der Beitritt Grossbritanniens endlich vollzogen war, sah Monnet eine neue Chance. In diskreten Besuchen bei Pompidou, Heath und Brandt er-

zielte er Übereinstimmung, die EG-Gipfeltreffen zur regelmässigen Institution zu machen – allerdings nicht unter dem Namen «Provisorische europäische Regierung», den er vorgeschlagen hatte. Provisorisch deshalb, weil Gipfeltreffen nach einem Rückfall in blosse Regierungszusammenarbeit aussehen können, aber «in der schwierigen Phase des Übergangs zwischen nationaler und gemeinsamer Souveränität» ein notwendiges Führungsorgan sind. Bis der «Europäische Rat» wirklich zustande kam, brauchte es eine weitere Pilgerfahrt Monnets, diesmal zwischen Giscard und Schmidt.

Nun hielt Monnet die Zeit für gekommen, sein Komitee aufzulösen und «für einige Zeit» den Regierungschefs zu vertrauen: damit die europäischen Institutionen wirksam funktionieren können, ist es nötig, dass die Regierungen ihnen in gemeinsamem europäischem Willen jene zusätzliche Souveränität übertragen, die eine wirkliche europäische Union braucht. «Die Schaffung des Europäischen Rates brachte das oberste Instrument für diese notwendige Entscheidung.» Monnet hat Vertrauen in die Regierungschefs, aber kein blindes: «Wenn sie ein- oder mehrmals scheitern, so bedeutet das keine Überraschung, denn kein Unterfangen von solcher Tragweite ist frei von grossen Schwierigkeiten. Wenn sie untereinander nicht die Kraft zum Erfolg finden – nun, dann wird man neue Wege zur gemeinsamen Entscheidung suchen. – Ich habe nie daran gezweifelt, dass dieser Prozess uns eines Tages zu den Vereinigten Staaten von Europa führt, aber ich versuche nicht, mir heute ihren politischen Rahmen vorzustellen – die Worte, um die man sich streitet, sind so unpräzise: Konföderation oder Föderation. Was wir durch die Gemeinschaft vorbereiten, hat wahrscheinlich keinen Vorläufer.» Für Monnet ist das Ziel bereits in der Methode enthalten.

Daniel Goldstein

[1] Jean Monnet. Mémoires. Fayard, Paris 1976 (deutsch demnächst bei Hanser, München).

DER LANGE WEG DER ERINNERUNG – IN DEN SINN UND DIE SINNLOSIGKEIT

Koeppens und Bernhards Bücher über ihre Jugend

Die beiden Autoren gehören nicht derselben Schriftstellergeneration an, Koeppens (geb. 1906) und Bernhards (geb. 1931) Jugend infolgedessen in verschiedene Zeiten. Aber ihre Auseinandersetzung damit weist auffallende Parallelen auf: Beide leben ihre Jugend unter dem Eindruck einer zeitgeschichtlichen Katastrophe, bei Koeppen ist es der Erste Weltkrieg und die Jahre unmittelbar davor und danach, bei Bernhard sind es die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Beide wachsen vaterlos auf, in materiellem Elend, ausserhalb jeder sozialen Geborgenheit. Beide verlassen die höheren Schulen, die nach der Vorstellung ihrer Mütter hätten den sozialen Aufstieg garantieren sollen.

Koeppen wie Bernhard erfahren als Jugendliche neben der sozialen, familiären Realität die der Kunst – jener Literatur und Theater, dieser Musik und Oper.

Gibt es ein Modell für Dichterjugend? Manche der Motive sind auch in den Jugenderinnerungen anderer Schriftsteller (Degenhardt, Fichte) aufzufinden. Dennoch ergeben natürlich stoffliche Parallelen nicht gleiche Bücher und ähnliche Jugenderfahrungen nicht dieselben Dichter. Aber dass Koeppen (der nach 1961 nur einen schmalen Prosaband veröffentlicht hat) und Bernhard (von dem seit 1963 vier Romane und zehn sonstige Prosabände erschienen sind und sieben Theaterstücke gespielt wurden) zum gleichen Zeitpunkt ihre schriftstellerische Auseinandersetzung mit der eigenen Jugend vorlegen, verlockt dazu, sie nebeneinanderzustellen. Dabei sind die Parallelen zunächst weiterzuverfolgen. Beide Bücher erscheinen ohne Gattungsbezeichnung. Das dürfte ein Hinweis darauf sein, dass sie weder auf das Dokumentarische («Jugenderinnerungen») noch auf das Fiktionale (Roman, Erzählung) festzulegen sind. Koeppen stellt denn auch seinem Buch den Goethe-Satz voraus: «*Das Gedichtete behauptet sein Recht, wie das Geschehene*[1].» Und Bernhard, dessen Jugendbeschreibung ohne Fiktion gedacht ist, gelangt zur Erkenntnis: «*Hätte ich, was alles zusammen heute meine Existenz ist, nicht tatsächlich durchgemacht, ich hätte es wahrscheinlich erfunden und wäre zu demselben Ergebnis gekommen*[2].» Erlebte und erdichtete Tatsachen sind (im Falle Bernhards: wären) gleichermassen als Wirklichkeit zu verstehen. Realität und Fiktion können oder könnten zur Deckung gebracht werden. Bernhard allerdings verknüpft mit dem Wirklichkeits-Problem das moralisierende der Wahrheit und stellt am Ende einer langwierigen Beweisführung (*«Alles Mitgeteilte kann nur Fälschung und Verfälschung sein, also sind immer nur Fälschungen und Verfälschungen mitgeteilt worden»*) dramatisch fest: «*Was hier beschrieben ist, ist die Wahrheit und ist doch nicht die Wahrheit, weil es nicht die Wahrheit sein kann, ... die Wahrheit überhaupt nicht mitteilbar ist.*» Bernhard erzählt (als Wahrheit, die keine sein kann), wie er von einer Stunde auf die andere das Gymnasium verlässt (*«Als Gymnasiast wäre ich erdrückt und getötet worden ...»*) und in «*entgegengesetzter Richtung*» gegangen ist, ins Salzburger Elendsquartier, die Scherzhauserfeldsiedlung (*«Verzweiflungsghetto»*, *«Beschämungsghetto»*), in den Keller eines Lebensmittelhändlers, der ihn als Kaufmannslehrling anstellt. Er rettet sich damit aus der «*Hölle*» der Familie (wo man zu neunt auf engem Raum zusammenlebt, mit einer apathischen Mutter und einem verbitterten Grossvater) in die «*Vorhölle*» dieser Elendssiedlung, in der Absicht, «*auf die nützliche Weise ..., unter Menschen für Menschen tätig zu sein*». Die Existenz gelingt und sie tritt in eine fruchtbare Spannung zu einer Gegenexistenz, als der junge Bernhard in einem gepflegten Haus an der Pfeiffergasse bei einem kultivierten Musikerehepaar Gesangs- und Musiktheorieunterricht nimmt (den er von seinem Lehrlingslohn bezahlt) und die Opern Mozarts und Glucks kennenlernt.

Die Hunger- und Elendsjahre unmittelbar nach dem Krieg (*«die unglücklichste aller Perioden»*), erlebt aus dem Blickwinkel der Ärmsten der Armen – das ist eine bei Bernhard überraschende Thematik. Und es gibt in seinem Buch

neue, bewegende Passagen: wie er seine Arbeit beschreibt und die Menschen, die in den Keller kommen, wie er Zeitgeschichte erfährt an denen (auch als einer von denen), die am meisten darunter leiden. Aber (und das war zu erwarten und ist gewiss nicht zu verurteilen) Bernhard gibt die Erfahrungen, seine und die der andern, nicht einfach wieder, er wertet sie auch aus. Erst durch die Art dieser Auswertung wird sein Buch fragwürdig. Hier setzt Bernhards totalitäre Sprache ein: mit ihren ständigen «*immer*» und «*alles*», mit den Superlativen, mit immer wiederkehrenden Wörtern wie entsetzlich, fürchterlich, furchtbar, ausweglos und – an einer Stelle siebenmal auf zwölf Zeilen – Katastrophe. Die Krankheiten der Bewohner des Quartiers sind «*alle tödliche Krankheiten*», ihre Verbrechen sind «*die furchtbarsten Verbrechen*». «*Die meisten wurden in Fetzen hineingeboren und starben in Fetzen ... Schon die Kinder waren in diesen Geistes- und Gefühlszustand, also aus der Scherzhauserfeldsiedlung zu sein, hineingeboren, und sie litten ihr ganzes Leben daran, und die bis heute nicht an diesem Makel zugrunde gegangen sind, gehen in Zukunft daran zugrunde, auch wenn sie selbst das abstreiten.*» Bernhards Sprache bringt, gewalttätig, all- und besserwissend, zukunftsbestimmend, die Welt und die Menschen, die sie beschreibt, um ihre Chancen. Diese Sprache tötet, wenn sie zum Leben erweckt. Die soziale Anteilnahme, die dieses Buch doch mit zu motivieren schien, wird dabei zur Pose.

Bernhards Mitleidslosigkeit rührt daher, dass er seine subjektive Verzweiflung objektivieren zu müssen meint. «*Wir*», «*der Mensch*» heisst es fortwährend: «*Wir sind zu einem Leben verurteilt, und das heisst lebenslänglich ...*» Die objektivierte Verzweiflung wirkt steril, aseptisch.

Wer die Vergangenheit in einem derartigen Amoklauf durchläuft, wird auch der Gegenwart nichts als mörderische Sinnlosigkeit abgewinnen. Wenn Bernhard sich zu ihr äussert, wird die Klischeehaftigkeit nicht nur seiner Argumentation, sondern auch seiner Sprache besonders unverkennbar. So wenn er von der Scherzhauserfeldsiedlung heute (einst «*das absolute Schreckensviertel der Stadt*») spricht. Jetzt vermisst er «*den Grasgeruch und den Erdgeruch und den Tümpelgeruch*» auf dem einstigen Weg zur Arbeit, «*wo heute nurmehr noch der menschenverblödende Geruch der Auspuffgase*» und «*Wohnblöcke und Hochhäuser, Auswüchse unserer geistlosen und geistfeindlichen und phantasielosen und phantasiefeindlichen Zeit*» sind. «*Die Verhältnisse können sich nur verschlimmert haben*» – als ob Bernhard sie je nicht als die schlimmstmöglichen bezeichnet hätte, als ob er je Geist und Phantasie in der Scherzhauserfeldsiedlung nachgewiesen hätte. Fortschrittsgläubigkeit ist gewiss ein Laster, das grössere aber ist zweifellos der Hass auf den Fortschritt, wie er sich in diesen Sätzen äussert, in ausfallenden Worten, in reaktionären und banalen, durchwegs an der Oberfläche bleibenden Begriffen und Argumenten. Solches Zeitgenossentum hat den Anspruch, ernst genommen zu werden, verwirkt. Nun behauptet Bernhard allerdings, «*das Leben an sich, die Existenz an sich, alles*» sei «*ein Gemeinplatz*», und es wäre denkbar, dass er dabei sich und was er schreibt miteinschliesst. Dem widerspricht aber eine gewisse heroische Attitüde, wenn er von sich redet: «*Um die Moden zu über-*

stehen, sind Isolation und die Unberirrbarkeit des Geistes die einzige Rettung ...» Einer wird also doch gerettet, und der macht sich nun, in hemmungsloser Egozentrik, daran, die Welt zu annektieren: «*Mein Charakter ist alle Charaktere zusammen, meine Wünsche sind alle Wünsche zusammen, meine Hoffnungen, Verzweiflungen, Erschütterungen.*»

Als sein «*besonderes Kennzeichen heute*» bezeichnet Bernhard «*die Gleichgültigkeit*». Ein Strassenarbeiter an einem Presslufthammer, der ihn anspricht und sich, nach dreissig Jahren, als einstiger Bewohner der Scherzhauserfeldsiedlung und Kunde des Lebensmittelladens im Keller zu erkennen gibt, hat ihm «*sein Stichwort*» geliefert: «*dass alles egal ist.*» «*Er habe sich unter seinem Leben etwas anderes vorgestellt, als er dann tatsächlich habe leben müssen, meinte er, nicht mit diesen Worten, aber dem Sinn nach. Mir war es nicht anders gegangen*», schreibt Bernhard, und schliesst daraus, es sei gleich, «*ob einer mit seinem Presslufthammer oder an der Schreibmaschine verzweifelt.*»

Ich fürchte, dass er damit seine Verzweiflung überschätzt (sofern sie nicht überhaupt Eitelkeit ist). Mir kommt sie jedenfalls (im Unterschied zu derjenigen des Mannes am Pressluftbohrer) über weite Strecken unerheblich vor. Bernhard hält sich zugute, dass er immer «*gestört*», «*irritiert*» habe: «*... ich bin der Störenfried geblieben, in jedem Atemzug, in jeder Zeile, die ich schreibe ...*» Aber kann Gleichgültigkeit jemanden oder etwas stören? Ist sie überhaupt denkbar als Voraussetzung von Literatur? Hat einer der grossen Pessimisten der Literaturgeschichte, von Euripides über Büchner bis Beckett und Eich, sie je für sich in Anspruch genommen? Und erst noch wie Bernhard mit schriftstellerischer Arroganz gepaart, wie sie aus folgenden Sätzen spricht: «*Ich spreche meine Sprache, die nur ich allein verstehe, sonst niemand, wie jeder nur seine eigene Sprache versteht, und die glauben, sie verstünden, sind Dummköpfe oder Scharlatane.*»

Ich verstehe meine Fragen nicht als solche nach der Motivation und Aufgabe von Dichtung, sondern als Fragen nach ihrer Qualität. Es gibt eine Sprache, die totalitäre nannte ich sie, die, von einem Schriftsteller gebraucht, jede Aussage belanglos macht.

Wenn Bernhard das Prinzip Hoffnungslosigkeit vertritt, was eine Un-Heilslehre ergibt, so vertritt Koeppen zwar nicht das *Prinzip* Hoffnung, was eine Heilslehre ergäbe (nicht bei Bloch, aber in der Literatur, wo Prinzipien fehl am Platz sind, eben weil sie sich zur Lehre auswachsen), aber die *Möglichkeit* Hoffnung.

Das wird deutlich, wo die beiden dieselben Begriffe bedenken, zum Beispiel den Begriff Freiheit.

Bernhard beobachtet die Menschen an den Samstagnachmittagen, in ihrer Freizeit, und kommt zum Schluss: «*Der Mensch liebt die Freiheit nicht, alles andere ist Lüge, er kann mit der Freiheit nichts anfangen ...*»

Neben solch absolut-apodiktisch, auch plakativ vorgebrachten, verletzenden Sätzen die anteilnehmenden, scheutastenden Koeppens. Er spricht von seiner Mutter, deren kärgliche Existenz (Näherin, Souffleuse) irgend einmal den «*verwegenen Sprung in die Freiheit bedeutete*», den sie «*blindlings getan hatte und ohne sich um die Freiheit zu kümmern, sie gebrauchte das Wort Freiheit gar nicht, sie kannte es nicht in seiner*

absoluten Bedeutung, und wenn es ihr einer gesagt hätte, zugerufen in dem Moment, in dem sie aufbrach, aus ihrer Ehe, der Familie, dem Herkommen, Besitz eines Gutes ..., hätte sie die Auflehnung, die in diesem Wort lag, nur erschreckt, und vielleicht hätte sie alles gelassen, das Weggehen, den Sprung ...». Die vielen Anläufe, in denen sich Koeppen einer Erkenntnis nähert, das Nebeneinander von Respekt und Skepsis halten die Bernhardsche Thesenhaftigkeit aus den Erkenntnissen Koeppens heraus. Und seine Sätze sind nicht, wie meist bei Bernhard, Endstationen. Auch dann nicht, wenn sie von solchen berichten: dem Militär-Knaben-Erziehungs-Institut mit seinen Erziehern in den «*gesinnungsfesten Joppen*», «*allein von Befehlen trunken*», ausgestattet mit der in Koeppens Darstellung weit zurück in die Vergangenheit und nach vorn in die Zukunft reichenden unveränderbaren preussischen Mentalität, die unbeschadet den von ihr verursachten Krieg übersteht und den alten Heldenbegriff aus der Niederlage in die Zukunft rettet. Koeppen ist tief pessimistisch in seinem Geschichtsbild. Aber sein Pessimismus meint «*den Sadismus des Systems*», die Macht, «*die wohl das Gesicht wechselte aber nicht die Gesinnung*», er meint die Generäle (*«sie zählen was heranwächst, sie bündeln es in Jahrgänge, und wenn sie genug Jahrgänge haben, geht ihre Spekulation mit dem Tod auf»*) und er meint das Bürgertum, das, «*den Vorgesetzten ein Diener, doch teilhatte an der Macht*». Aber Koeppen meint anders als Bernhard nie «*den Menschen*», nie «*die Existenz an sich*». Für ihn gibt es nur die vielen Menschen oder den einzelnen, die das Opfer der unausrottbaren Brutalität des Systems sind. Bei Koeppen ist das Grauen konkret und subjektiv und entsprechend verbindlicher. Auch seine Möglichkeit Hoffnung und der Widerstand sind es, auch wenn jene unerfüllt, dieser erfolglos bleibt. Es gilt, sie trotzdem zu verkörpern. Wie der Freund Lenz, der «*von den Kommunisten kam*», der sich nicht «*in die Herde führen liess*». «*Die mit dem verkniffenen Gesicht*» haben ihn erschlagen, «*traten ihn mit ihren genagelten Marschstiefeln, die zurückmarschiert waren von Verdun, Brest-Litowsk und Gallipoli, sie marschierten vorwärts mit ihren genagelten Marschstiefeln in sein Gedärm hinein ...*», ihn, «*der gehabt hatte, womit sie nicht gesegnet waren, Einmaligkeit, Verstand, ein Herz, eine Zunge zu reden, den Glauben an die Unsterblichkeit seiner Seele, der mutig gewesen war, nicht nur vor Verdun, nicht nur auf Befehl, den der Tod geschmerzt hatte, wo er ihn erblickte ...*» Ihn zu ehren bindet Koeppen an die Lenkstange des Fahrrads «*einen schwarzen Lappen, die stolze Fahne der Anarchie*». Und er versucht selber Hoffnung und Widerstand zu leben. Er geht barfuss, wo «*viele Stiefel liebten, gern marschierten*». Er träumt davon, Warenhäuser anzuzünden, das Gefängnis zu öffnen, die Waren aus den Geschäften an die Armen und die befreiten Gefangenen zu verteilen. «*Aus Buggenhagens Buchhandlung bekam jeder ein Buch.*» «*Ich war der Ritter von der traurigen Gestalt ... Wollte ausgestossen sein.*» Koeppen macht an seiner Jugend deren närrische Erscheinungsform ebenso bewusst wie den Ernst, die Leidenschaftlichkeit dahinter: «*Vielleicht liebte ich die Stadt. Ich stülpte sie um. Ich vernichtete ihre Ordnung. Ich störte die Feier.*» Da ist er auch, der Bernhardsche Störenfried, aber er ist nicht monumentalisiert, sondern der

Sympathie und Lächerlichkeit gleichermassen ausgesetzt. Und der Unsicherheit – auf einer der letzten Seiten schreibt Koeppen: «*Aber wird man mich verstehen? Ich darf nicht zugeben, dass es gleichgültig wäre, ob keiner mich verstehe oder einer, der natürlich wichtig würde und meine Bemühungen nicht ganz vergeblich sein liesse*...» Daneben nochmals Bernhards Sätze: «*und die meinen, sie verständen, sind Dummköpfe oder Scharlatane*», wo jede Kommunikation völlig abgebrochen ist. Bei Koeppen ist sie eine Aufgabe und eine – schwierige – Hoffnung.

Die Kommunikation zwischen Menschen überhaupt ist gemeint. Aber auch die zwischen Schriftsteller und Leser. Koeppen kann sie in beiden Fällen nicht leichter machen, als sie ist. Auf den letzten Seiten des Buchs beschreibt er, wie traumhaft, dabei ganz präzis, die Mutter auf ihrem letzten Spaziergang, wie sie über eine kleine Brücke aus morschem Holz geht: «... *und sie erwartet das von mir, die Hilfe zum Sterben, eine Sinngebung nur, ihr Leben, das am Ende ist, soll einen Sinn bekommen, den sie verstehen konnte, oder ich soll ihr Leben rechtfertigen, so wie sie dastand auf jener Brücke, mit einem Mantel reif für den Müll, mit lange nicht geschnittenem Haar, existenzlos, jeder sagte: ohne Zukunft*...» Der hoffnungslose Bruch zwischen den Erwartungen der Mutter und den Möglichkeiten des Sohns, wie diese Szene ihn erinnert, wird bis zuletzt nicht gemildert: «... *ich weiss das alles, und doch ist mir die Begegnung hinderlich, hält mich auf, lenkt mich ab... ich verliess sie schon oder liess mich verlassen..., auch wenn ich ihr den Arm reichte, sie heimführte oder so tat und an das Geschäft dachte, das ich nicht habe.*» Hoffnungslosigkeit – aber nicht auf alle Zukunft hinaus. Diese letzten Seiten und Sätze von Koeppens Buch beschreiben auch eine notwendige Entwicklung, eine Loslösung, Emanzipation. Das Geschäft, das der junge Koeppen nicht hat und das dem Leben der Mutter einen Sinn geben könnte, macht etwas anderes denkbar, das er haben wird, einen anderen Sinn, den *seines* Lebens. Diese letzte Begegnung mit der Mutter ist wie eine zusammenfassende, erklärende Metapher für die Schwierigkeiten und die Folgen von Begegnungen überhaupt: die Begegnung mit der Zeit, der Geschichte, den Klassen, der Gesellschaft, ihren etablierten Vertretern und ihren Aussenseitern, und die Begegnung mit sich selbst. Dabei führt Koeppens Blick zurück genau in die Gegenwart. Die Erinnerung, die «*daliegt in einem unordentlichen verwirrenden Netz, griffbereit*», ruft bei ihm nicht nur die Vergangenheit herbei, sondern setzt sie auch «*in unentrinnbare Beziehung zur Gegenwart und gar zur Zukunft*».

Das ergibt die Schwierigkeiten, die dieses Buch dem Leser bereitet. Er hat ihm in seine Selbst-Versunkenheit zu folgen und sich von ihr aus, mit des Autors vielfältigen, eindrücklich gehandhabten Methoden, den Weg in die Zeitgeschichte, seine und die des Autors, zu erschliessen. Koeppen will den Weg nicht leichter und klarer machen, als er ist. Er erzählt nicht geradlinig, chronologisch. Der Waffenstillstand kommt vor dem Mobilmachungstag, der Krieg nach dem Frieden, genauer: vor und nach ihm. Ereignisse und Personen erscheinen nicht abgeschlossen, Berichte werden unterbrochen und an ganz anderer Stelle wieder aufgenommen. Nicht einmal das «ich» des Erzählers bleibt eine Konstante – es wird zum «er»,

oder zum «du», mit dem der Ich-Erzähler in einen Dialog tritt.

Das alles ist nicht konstruierte Erschwerung. Koeppen erzählt so, wie man sich erinnert: wo manches ständig präsent ist, fetzenhaft, ohne nebeneinanderzustehen, wo anderes lange verschwunden ist und unerwartet wieder emporgeschwemmt wird, wo vieles sich nur allmählich zusammensetzt. So ist die Form ganz zur Übereinstimmung gebracht mit dem Unterfangen. Es bestimmt auch die häufig gewaltig ausholenden Satzkonstruktionen (der zweite des Buchs geht über viereinhalb Seiten), mit dem Zögern darin, Anhalten und Wiederaufbrechen, den Umwegen und Abschweifungen – als ob einer jeden Anschein vermeiden wollte, schon alles zu wissen, wenn er einen Satz beginnt; als ob einer sich selbst daran hindern wollte, den Stoff zu «bewältigen».

Vielleicht sind Meisterwerke immer so. Nicht formal, stilistisch – aber in der schriftstellerischen und menschlichen Haltung, die hinter Form und Stil, auch wenn sie anders sind, steht.

Heinz F. Schafroth

[1] Wolfgang Koeppen, Jugend, Erstausgabe als Band 500 der Suhrkamp-Bibliothek, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt 1976. – [2] Thomas Bernhard, Der Keller, Eine Entziehung, Residenzverlag, Salzburg 1976.

LITERATURSOZIOLOGISCHE STICHPROBEN ZUR TRIVIALLITERATUR DES 19. JAHRHUNDERTS

In Heinrich Heines Besprechung von Wolfgang Menzels *Deutsche Litteratur* (1828) findet sich jene von der Kritik immer wieder aufgegriffene Bemerkung, die Idee der Kunst sei der Mittelpunkt jener ganzen Literaturperiode, «*die mit dem Erscheinen Goethes anfängt und jetzt erst ihr Ende erreicht hat, ist sie doch der eigentliche Mittelpunkt in Goethe selbst, dem grossen Repräsentanten dieser Periode*[1]». Dass Heine mit dieser Feststellung ins Schwarze getroffen hatte, zeigt Goethes Gespräch mit Eckermann am 27. Juni 1831, das die berühmte Kritik an Victor Hugos *Notre Dame de Paris* enthält. Goethe beklagt, dass der Franzose ganz in der unselig-romantischen Richtung seiner Zeit befangen sei, «*wodurch er denn, neben dem Schönen auch das Alleruneerträglichste und Hässlichste darzustellen verführt wird*»: «*Seine vorgeführten sogenannten handelnden Personen sind keine Menschen mit lebendigem Fleisch und Blut, sondern elende hölzerne Puppen, mit denen er umspringt, wie er Belieben hat, und die er allerlei Verzerrungen und Fratzen machen lässt, so wie er es für seine beabsichtigten Effekte eben braucht.*» Mit einem Stossseufzer über eine Zeit, «*die ein solches Buch nicht allein möglich macht und hervorruft, sondern es sogar ganz erträglich und ergötzlich findet*», schloss er seine Überlegungen[2].

Schon 1827 hatte sich Goethe in seinen Bemerkungen zur Zeitschrift *Le Globe* in ähnlicher Weise von Delacroix' Faust-Illustrationen distanziert: «*Das Ungestüm seiner Konzeptionen, das Getümmel seiner Kompositionen, die Gewaltsamkeit der Stellungen und die Ro-*

heit des Kolorits» konnte er keineswegs billigen. Zu den ihm vorliegenden zwei Probedrucken meinte er, sie seien «*etwas roh behandelt, aber voll Geist, Ausdruck und auf gewaltigen Effekt angelegt*[3]». Mit den auf Wirkung, auf Sensation und Effekt angelegten, den klassizistischen Formenkanon aufs gröblichste verletzenden Schöpfungen der beiden französischen Zeitgenossen war etwas angesprochen, das dann im Paris des Bürgerkönigs zwischen Juli- und Februarrevolution die Feuilletonromane von Eugène Sue und Alexandre Dumas kennzeichnen sollte. Aus Goethes abweisenden Worten gegen die Totengräber der Kunstperiode mauerte und zimmerte sich später die Germanistik ein Bollwerk, hinter dem sie sich gegen den andrängenden neuzeitlichen Ungeist von jenseits des Rheins verschanzen zu können glaubte.

Noch vor der 48er Revolution hatte Robert Prutz in einem Aufsatz einige grundsätzliche Überlegungen *Über die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen* angestellt. Es ging dabei um die damals sogenannten Lektürbücher, «*die man liest, nur um zu lesen, bei denen es gleichviel ist, was sie enthalten, ob sie gut sind, oder schlecht: sie lassen sich lesen, das ist alles und ist genug*»: «*In der Literaturgeschichte, wie unsere Gelehrten sie schreiben, hat diese Literatur bisher keine Rolle gespielt; man hat sie entweder ganz mit Stillschweigen übergangen, oder, bestenfalls, mit einer Kürze abgefertigt, die dem ausserordentlichen Umfang dieser Literatur nur wenig entspricht*[4].» Wäre dieser Satz ein Jahrhundert später geschrieben worden, seine Aktualität wäre kein Gran geringer gewesen. Ganz offensichtlich mit dem Blick auf andere Literaturen stellt Robert Prutz fest: «*Sind die Unterschiede der Bildung, der Bruch zwischen Literatur und Leben, zwischen Autor und Publikum in Deutschland grösser als irgendwo, und hat die deutsche Literatur sich einseitig auf eine abstrakte Höhe gesteigert, wo sie wenigern verständlich ist und von wenigern genossen werden kann als irgend eine: so folgt daraus mit Notwendigkeit, dass auch das Bedürfnis einer zweiten, untergeordneten Literatur, einer Literatur, mit der man sich verständigen kann, auch ohne Autor oder Kritiker oder überhaupt Gelehrter zu sein und Paragraphen der Ästhetik inne zu haben – mit einem Worte also: das Bedürfnis einer Unterhaltungsliteratur in Deutschland grösser ist als irgendwo. Rechnen wir dazu, dass uns, wie gesagt, jede grossartige Öffentlichkeit gebricht, dass infolge dessen auch unsre Geselligkeit nur sparsam und ohne eigentliches Leben ist und dass mithin in Deutschland eine grössere Menge als anderwärts sich auf die einsame Unterhaltung der Lektüre angewiesen sieht: und wir werden aufhören, uns über die ungeheure Masse von «Lektürbüchern» zu verwundern, welche Deutschland jährlich konsumiert*[5].»

Prutz sieht den entscheidenden Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland darin, dass hier namenlose literarische Zwerge im Dunkeln schaufeln, während es dort kaum einen grossen Dichter und angesehenen Autor gibt, der in der Unterhaltungsliteratur *nicht* zu finden wäre. In England, Spanien und in Italien ist nach Prutz die Situation nicht anders: «*In allen diesen Literaturen also gibt es Dichter, die eine gewisse Vermittlung und Übergangsbrücke bilden zwischen der Literatur par excellence und der Unterhaltungsliteratur: Dichter, in denen die verschiedenen Bildungsstufen, die getrennten Lebens-*

kreise sich friedlich zusammenfinden und in gemeinsamem Genusse sich befreunden[6].»

*

Trotz Christian Riechers verdienstvollen Versuchen, den des Italienischen nicht mächtigen Literaturwissenschaftler und Politologen mit dem Werk Antonio Gramscis wenigstens in Auszügen vertraut zu machen[7], ist es bisher immer noch nicht gelungen, eine Breitenwirkung seiner Gedankengänge zu erzielen. Die in zehnjähriger faschistischer Kerkerhaft niedergeschriebenen Aufzeichnungen gehören zum Wichtigsten, was in der ersten Jahrhunderthälfte zum Thema Volks- und Trivialliteratur geschrieben worden ist. Gramsci zitiert einen am 1. August in *Critica Fascista* veröffentlichten Artikel, in dem zwei italienische Tageszeitungen angegriffen werden, die Alexandre Dumas' *Grafen von Monte Christo*, *Giuseppe Balsamo* und Paul Fontenays *Kreuzweg einer Mutter* in Fortsetzungen veröffentlichten: «*Das 19. Jahrhundert war in Frankreich zweifellos ein goldenes Zeitalter für den Trivialroman, aber jene Zeitungen, die hundert Jahre alte Romane veröffentlichen, müssen eine sehr niedrige Meinung von ihren Lesern haben, als ob der Geschmack, das Interesse und die literarische Erfahrung von damals bis heute sich in keiner Weise geändert hätten. Nicht nur das! Denn warum soll man nicht berücksichtigen, dass trotz gegenteiliger Meinungen ein moderner italienischer Roman existiert? Und dabei gilt es nur zu bedenken, dass diese Leute bereit sind, Tintentränen über das unselige Geschick der vaterländischen Literatur zu vergiessen.*»

Gramsci nimmt die ihm zugänglich gemachte Notiz zum Anlass, um die Vermengung verschiedener Probleme in der faschistischen Zeitschrift anzuprangern: «*Jenes Problem, dass die sogenannte künstlerisch wertvolle Literatur unter dem Volk nicht verbreitet ist und jenes andere, dass es in Italien keine ‹volkstümliche› Literatur gibt, weshalb die Zeitungen ‹gezwungen› sind, ihren Bedarf im Ausland einzudecken (gewiss verhindert in theoretischer Hinsicht nichts, dass eine künstlerisch wertvolle Volksliteratur existiert: das naheliegendste Beispiel ist der volkstümliche Erfolg der grossen russischen Romanciers, auch in unseren Tagen; aber es gibt eben in der Tat keine Popularität der künstlerisch wertvollen Literatur, noch eine einheimische ‹volkstümliche› Literatur, weil eine Identität zwischen der Weltanschauung des Schriftstellers und des ‹Volks› fehlt, das heisst die Gefühle des Volks werden von den Schriftstellern nicht als eigene erlebt, und die Schriftsteller haben keine Funktion im Sinne ‹nationaler Erziehung›, das heisst sie haben sich das Problem nicht gestellt und sie stellen es auch nicht, wie man die volkstümlichen Gefühle schriftstellerisch verarbeiten kann, nachdem man sie erlebt und sich zu eigen gemacht hat)*[8].» Antonio Gramsci wirft im Weitergang seiner Untersuchung den «Gebildeten» vor, es trenne sie ein Graben vom eigenen Volk, sie stünden diesem Volk fremder gegenüber als die Ausländer und eben deshalb müsse der Lesestoff für die Feuilletonromane aus dem Ausland beschafft werden.

Mit einer für die damalige Zeit bewundernswerten Klarheit und ohne alle ideologischen Scheuklappen skizzierte Gramsci in seinem Gefängnis ein Konzept für eine künftige Trivialliteratur-

forschung: «*Der Feuilletonroman ersetzt (und begünstigt gleichzeitig) das Phantasieleben der Menschen aus dem Volk, es ist ein echtes Träumen mit offenen Augen. Man kann bei Freud und den Psychoanalytikern nachlesen, was sie über das Träumen mit offenen Augen zu sagen haben. In diesem Fall lässt sich bemerken, dass im Volk das Phantasieleben vom (gesellschaftlichen) ‹Minderwertigkeitskomplex› abhängt, der die langen Phantasiespiele über die Idee der Rache, der Bestrafung der für erlittenes Leid Verantwortlichen etc. begünstigt. Im ‹Grafen von Monte Christo› sind alle Elemente enthalten, um diesen Phantasiespielen entgegenzukommen und damit ein Betäubungsmittel zu verabreichen, welches das Gefühl des Bösen dämpft, etc.*[9]».

In der italienischen Nachkriegszeit sind diese und ähnliche Gedanken Gramscis viel diskutiert worden. Der in der Bundesrepublik so fleissig rezipierte Umberto Eco hat immer wieder auf Gramsci hingewiesen, ohne dass das seine literatursoziologischen und semiotischen Kommentatoren nördlich der Alpen ermuntert hätte, einmal ad fontes zu gehen[10].

*

Seit einigen Jahren hat sich auch in den deutschsprachigen Ländern im Umkreis der inzwischen zu einer staatlichen Bibliothek angestiegenen Forschungen zur Trivialliteratur die Sensibilität gegenüber den von Prutz angesprochenen Problemen verschärft. Ein nicht geringes Verdienst kommt dabei Hermann Bausinger und Rudolf Schenda zu, die aus dem Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen in den sechziger Jahren einen Vorposten der Trivialliteraturforschung machten. Am Ludwig-Uhland-Institut entstand Dorothee Bayers Untersuchung über den *Trivialen Familien- und Liebesroman* (1963): «*Die Rezensenten begrüssten, bei mancherlei Einwänden, die Neuartigkeit des hier behandelten Gegenstandes, der freilich so neu nicht mehr war: Marianne Thalmann hatte 1923 den Trivialroman des 18. Jahrhunderts untersucht, Christine Touaillon war 1919 schon dem deutschen Frauenroman desselben Säkulums nachgegangen. Aber das Hauptinteresse dieser und verwandter Forschungen – zu nennen wären etwa die Arbeiten von Rudolf Bauer, Hansjörg Garte, Rudolf Hackmann, Ruth Horowitz, Doris Huber und Maren-Elisabeth Junge – richtete sich eben auf die bildungsbürgerlichen Unterhaltungsromane des 18. und 19. Jahrhunderts; die nähere Vergangenheit war dabei eindeutig zu kurz gekommen. Das lag einerseits an der prinzipiellen Rückwärts-Tendenz der philologischen Methode, andererseits aber auch an deren Suche nach dem ‹dichterischen Gehalt›, welche weder Exkurse in die literarischen ‹Niederungen›, noch ein Besinnen auf soziale Bedingungen der Literatur erlaubte. Dorothee Bayers Arbeit, dem 20. Jahrhundert und noch dazu dem ‹kitschigen› Roman an der ‹unteren Grenze› zugewendet, musste also auf ein inzwischen erwachtes Interesse stossen: Sie füllte eine Forschungslücke, forderte zum Widerspruch heraus und regte zu neuen Vorstössen in den ‹literarischen Untergrund› an*[11].» Dass die von Schenda angesprochenen Forschungslücken in Italien im Zusammenhang mit der Gramsci-Rezeption und der Diskussion über den Neorealismo sehr oft längst aufgearbeitet worden waren, das kann etwas über die Verspätung der deutschen Literaturwissenschaft aussagen.

Schenda selbst blieb es vorbehalten, in seinen unter dem Titel *Volk ohne Buch* erschienenen *Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770 bis 1910* ein nicht nur wegen seines imponierenden Umfangs aussergewöhnliches Werk vorzulegen. Der in mancher Hinsicht der Romanistik verbundene Forscher bewegte sich bei der Erschliessung der herangezogenen Texte mit grosser Selbstverständlichkeit zwischen den einzelnen Nationalliteraturen. Das von ihm analysierte Material zu Fragen der Zensur, zur Produktion und zum Vertrieb der populären Lesestoffe, zu Gattungs- und Formfragen (u. a. zu Stereotypen und Requisiten) erschloss in manchem trivialliterarisches Neuland. Der Ausgriff auf französisches Gebiet sollte nach Schenda vor allem daran hindern, die Ergebnisse seiner Arbeit als nationaltypisch anzusehen. In der Tat ist das von ihm vorgelegte Faktenmaterial eher in europäischer als in deutscher Beziehung relevant. Vergleichende Volkskunde gab es seit langem, vergleichende Literaturwissenschaft ist eine an vielen europäischen Universitäten etablierte Disziplin, jedoch der Versuch, die spanischen Wände zwischen den einzelnen Disziplinen niederzureissen, ist Schendas nicht geringstes Verdienst. In einem langen Sündenkatalog zählt er die Versäumnisse und Borniertheiten einer Literaturwissenschaft auf, die sich sträubte, «*ökonomischen Unterbau, Produktionsverhältnisse, die mit dem Phänomen Buch verbundenen Interaktionen von Produzenten, Vermittlungsinstanzen und Konsumenten, die sozialpsychologischen Funktionen und die Effekte der Kommunikation – zumal die der gesellschaftlich manipulierten – sinnvoll in ihre bisherigen Betrachtungen einzubeziehen*[12]».

Sicher wird Schenda nicht zum falschen Propheten, wenn er meint, die Polarisierung «hohe Literatur»: «niedere Literatur» werde 1984 zu einem Kuriosum in der Geschichte der Literaturwissenschaft geworden sein. Das bedeutet freilich erhöhten Arbeitsaufwand, impliziert eine quantitative Leistung, die selbst der unermüdliche Schenda nicht allein bewältigen kann. Seine eben erschienene Aufsatzsammlung *Die Lesestoffe der Kleinen Leute* führt in temperamentvoll vorgetragenen Thesen in eine Reihe von Einzelfragen und Einzelprobleme ein. Hingewiesen sei wenigstens auf das Kapitel über Violenz im populären Roman. Da ist u. a. von San Antonio und Gérard de Villiers die Rede, die dafür sorgen, dass das Leichen-Soll der Kulturindustrie erfüllt wird[13].

Die von Schenda zum erstenmal umsegelte Terra incognita eines immensen literarischen Kontinents wird eine ganze Forschergeneration zu ihrer Vermessung benötigen. Seine Publikationen und die darin enthaltenen Thesen werden ihr dabei ein unerlässliches Instrumentarium sein.

Während Schendas Aufmerksamkeit bislang vorwiegend Kalendern, Almanachen, Heftchen und Einblattdrucken galt, in denen allerlei Prodigien und Curiosa beschrieben werden und die Armut und das Malheur des eigenen Alltags oder der Glanz und Untergang unerreichbarer Idole im Mittelpunkt stehen, griff Hans-Jörg Neuschäfer in seinen unter dem Titel *Populärromane im 19. Jahrhundert von Dumas bis Zola* gesammelten Aufsätze ein Thema auf, das von der Literaturwissenschaft nicht gerade ignoriert, aber oft nur verlegen und unwirsch behandelt worden ist[14].

Im September 1967 hatte das Centre

Culturel international in Cerisy-la-Salle durch ein Kolloquium zum erstenmal in einer breiteren Öffentlichkeit Interesse für die Trivialliteratur geweckt. Was damit gemeint ist, das versuchte Jean Tortel in einem einführenden Vortrag zu umreissen: «*Unterstreichen wir einmal, dass dieser ganze Komplex (wir haben uns entschieden, ihn paralittérature zu nennen) durch seinen heterogenen und unbestimmten Charakter beeindruckt. Ein weiss Gott unheimlicher Abstand trennt beispielsweise die Nick-Carter-Heftchen vom Code Civil, einen Werbekatalog vom ‹Grafen von Monte Christo›. Aber gemessen an der etablierten Literatur bildet diese ganze Fülle von Texten ein gemeinsames Etwas, ein extraterritoriales Gebiet, dessen Umfang sich nicht bestimmen lässt*[15].»

Wie die uns im Druck vorliegenden Akten des Kolloquiums zeigen, hatte die Fragestellung nun auch in Frankreich ein internationales Niveau erreicht. Die Akten zeigen aber auch, wieviel hier für Volkskundler, Medienwissenschaftler, Literaturkritiker, Psychoanalytiker, Kineasten und Kunsthistoriker noch zu tun bleibt. Vorträge und Diskussionsbeiträge zeigten eindeutig, dass Trivialliteraturforschung bei aller Wichtigkeit individueller Beiträge immer wieder als Gruppenarbeit betrieben werden muss.

Neuschäfer war der Trivialliteraturforschung das nun vorliegende Buch geradezu schuldig. Der von ihm 1971 in *Poetica* veröffentlichte Aufsatz *mit Rücksicht auf das Publikum* ... der am Beispiel der *Kameliendame* Probleme der Kommunikation und Herstellung von Konsens in der Unterhaltungsliteratur erörterte, war eine beachtete Pionierleistung gewesen und hatte daher ein lebhaftes Echo ausgelöst. Bis zu diesem Datum hatte sich die deutsche Romanistik nur mit grosser Zurückhaltung mit dem Komplex Trivialliteratur auseinandergesetzt, mochte inzwischen auch klar geworden sein, wie problematisch literarische Heiligsprechungsprozesse sind (Jutta Lilienthals Untersuchung über die Mythen der Schulinterpretation in den kommentierten Klassikerausgaben und das beigefügte kleine *Dictionnaire des commentaires reçus* ist in dem hier angesprochenen Zusammenhang von grossem Interesse[16]). Der Band *Populärromane im 19. Jahrhundert* untersucht Werke von Alexandre Dumas père und Alexandre Dumas fils, von Ernest Feydeau, Jules Verne und Emile Zola. Einführende Vorbemerkungen zu Gegenstand und Methode plädieren für eine Geschichte der nichtkanonisierten Literatur. Wie die genannten Namen zeigen, befindet sich die von Neuschäfer anvisierte Literatur in der Zone zwischen Hoch- und Kolportageliteratur, die schon immer eine Verlegenheit der konventionellen Literaturwissenschaft darstellte. Widerspruch erwecken könnte die Behandlung Zolas im Zusammenhang mit Autoren wie Dumas Vater und Sohn. Aber Neuschäfer bricht dem Einwand die Spitze ab, indem er darauf hinweist, dass sich der Naturalist im Repräsentativen *Lagarde-Michard* mit einem Sechstel des Lamartine zugestandenen Umfangs begnügen muss. Dabei ist unser Abstand vom 19. Jahrhundert inzwischen gross genug, um die für die Freunde der Populärliteratur recht merkwürdige Tatsache noch deutlicher werden zu lassen, dass Autoren wie die beiden Dumas und Jules Verne langlebiger sind als viele literaturgeschichtlich kanonisierten und wegen ihrer angeblich bleibenden Wertbeständigkeit geschätz-

ten Werke der in einem alles Profane abschirmenden Raum tätigen literarischen Meister: «*Die entmystifizierte Gestalt des ‹Dichters› und ‹Sehers›, der sich als ‹Geistesarbeiter› wieder in die Gemeinschaft der übrigen Menschen zurückgeholt, zugleich aber auch auf eigene Füsse gestellt sieht, bildet den genauen Gegenpol zu jener anderen Selbsteinschätzung des Schriftstellers im 19. Jahrhundert, die sich durch die fortschreitende Ökonomisierung der Kunst keineswegs ernüchtern, sondern erst recht in eine Position stolzer Verachtung der Alltäglichkeit drängen liess. Dabei war es gerade erst diese Verweigerungs- oder Aussenseiterattitude, die solches Dichtertum für den Markt verwertbar machte*[17] *!*»

Neuschäfer verwendet in seinem in den Problemkreis einführenden Kapitel die von Horkheimer/Adorno und neuerdings von L. Winkler und P. Bürger dargelegten Thesen und Ergebnisse. Trotz des Booms der Forschungen zur Trivialliteratur gibt es, wie Neuschäfer mit Recht moniert, immer noch keine Geschichte der nichtkanonisierten Literatur. Neuschäfers Buch möchte wenigstens an einigen besonders kennzeichnenden Objekten untersuchen, welche kollektiven Bedürfnisse und Interessen und welche sozialgeschichtlichen Konstellationen durch die von ihm untersuchten Beispiele aufgenommen und zur Sprache gebracht werden, in welcher Form die Erwartungen des Publikums schon in der Textproduktion berücksichtigt und beeinflusst und die Erwartungen verschiedener Leserschichten miteinander vermittelt werden und welche Weltsicht von den Texten vermittelt wird, indem Widersprüche der Lebenswelt bewusst verarbeitet oder unbewusst verdrängt und offenbart werden. Einer allzu häufig auf die Rezeptions*abhängigkeit* versessenen Forschung legt Neuschäfer nahe, sie müsse dem intertionalen Charakter der Sinnproduktion, der Rezeptions*lenkung* wieder mehr Beachtung schenken.

Das umfangreichste Kapitel von Neuschäfers Buch gilt der Faszination durch die Technik in den *Voyages extraordinaires* von Jules Verne. Dabei gelingt es Neuschäfer überzeugend nachzuweisen, wie der technizistische Optimismus des Schriftstellers im Spätwerk zum Alptraum wird. In Les *cinq cents millions de la Bégum* (1879) wird die Einsicht, dass die technische Ratio auch zerstören kann, zum Ausgangspunkt der Romanhandlung. Das Werk reflektiert den Schock der noch nicht verwundenen Niederlage im deutsch-französischen Krieg von 1870 – Gegenspieler des Romans sind ein Franzose (Docteur Sarrasin) und ein Deutscher (Herr Schultze), die beide zu gleichen Teilen ein riesiges Vermögen erben. Sarrasin enthüllt sich dabei als philantropischer Wohltäter, Schultze als Kapitalist und Ausbeuter. Die perfektionistisch durchkonstruierte Stahlstadt Schultzes, Gegengründung zu der von Sarrasin konzipierten Idylle von Franceville, antizipiert bereits die Antiutopien der Science-fiction-Romane und Science-fiction-Comics des 20. Jahrhunderts. Das Happy-End des Romans mit dem Sieg des Franceville-Kämpfers Brückmann über den bösen Schultze, wirkt nach soviel technizistischer Perfektion zufällig und aufgesetzt, wie Neuschäfer mit Recht hervorhebt.

Das Zola-Kapitel stellt Neuschäfer nicht zufällig an das Ende seines Buchs. Er glaubt im Werk des Naturalisten einen radikalen Umschlag im Realitätsbezug des Zeitungsromans, gleichsam

die Aufklärung des Feuilletonismus sehen zu können: «*War noch bei Verne die Industrialisierung der Technik auf ein böses Gegenland abgedrängt, bei Dumas père der Konkurrenzkampf durch einen Märchenhelden gezähmt, bei Dumas fils die Ökonomisierung der Liebe durch den Opfergang der edlen Kurtisane verbrämt worden, so kommen bei Zola diese und andere Gegenwartsprobleme unverschlüsselt ans Tageslicht*[18].»

Neuschäfer zeigt in seinem Abschnitt über die Probleme der naturalistischen Ästhetik das Wechselverhältnis von sozialer Lage und ihrer mythischen Überhöhung im Werk Zolas ausführlich auf. Die Transposition der antiken Tragödie in die Welt moderner Technik, das tragische Scheitern eines Emanzipationsversuchs und die moralische Erhöhung und Verherrlichung dessen, der sich mit der Macht der Götter misst, machen für Neuschäfer die originelle Leistung Zolas in *Germinal* aus. Dazu kommt die visionäre, mythenbildende Kraft des Verfassers der *Rougon-Macquart*, wodurch neue kollektive Anschauungsmuster und Orientierungsmerkmale aufsteigen und die Anschauungsmuster der vorindustriellen Epoche ersetzen können.

Wer immer sich mit der Trivialliteratur einlässt, wird vorerst über Stichproben nicht hinauskommen. Wichtig scheinen mir beim derzeitigen Forschungsstand Arbeiten über die ikonographische Bedeutung der Populärromane und Kolportageliteratur von den Buchillustrationen über den Comicstrip und das Comic-book bis zum Film. Bücher wie die von Schenda und Neuschäfer zeigen aber auch, dass bereits Beachtliches geleistet wurde. Mit Recht verwahrt sich daher Günther Fetzer dagegen, dass Heinz Ludwig Arnold im Vorwort zu dem von ihm betreuten Bändchen *Deutsche Bestseller – Deutsche Ideologie. Ansätze zu einer Verbraucherpoetik* (Klett, Stuttgart 1975) die Wirkung von Texten auf ihre Rezipienten einen geheimnisvollen, im letzten unergründbaren Vorgang nennt[19]. Bei aller noch zu bewältigenden Arbeit kann doch so viel als gesichert gelten, dass die Trivialliteraturforschung längst aus den Nebelzonen verschwommener Irrationalität aufgetaucht ist.

Johannes Hösle

[1] Sämtliche Werke, hg. v. E. Elster, Band 7, Leipzig und Wien o. J., 245. Vgl. H. R. Jauss, *Das Ende der Kunstperiode – Aspekte der literarischen Revolution bei Heine, Hugo und Stendhal*, in: H. R. Jauss, *Literaturgeschichte als Provokation*, Frankfurt a. M. [2]1970. Allerdings berücksichtigt Jauss, hierin Lukács und Goldmann vergleichbar, nur die von der Literaturwissenschaft kanonisierten Schriftsteller. – [2] J. P. Eckermann, *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823–1832*, Artemis-Gedenk-Ausgabe, Bd. 24, 760. – [3] Artemis-Gedenk-Ausgabe, Bd. 15, 402f. – [4] Robert Prutz, *Schriften zur Literatur*, hg. v. Bernd Hüppauf, Tübingen (Niemeyer), 1973, 11. – [5] Ebenda, 24. – [6] Ebenda, 25. – [7] Antonio Gramsci, *Philosophie der Praxis, Eine Auswahl*, hg. und übers. v. Chr. Riechers mit einem Vorwort von W. Abendroth, Frankfurt a. M. (Fischer) 1967. – [8] Antonio Gramsci, *Letteratura popolare*, in: A. G.: *Letteratura e vita nazionale*, Turin (Einaudi) 1954, 103ff. – [9] Ebenda, S. 108. – [10] Auf den von Umberto Eco und Cesare Sughi hg. *Almanacco Bompiani*, Mailand 1972, *Cent' anni dopo. Il ritorno dell'intreccio* sei in unserem Zusammenhang ganz besonders verwiesen. – [11] Rudolf Schenda, *Die Lesestoffe der kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert*, München (Beck) 1967, 121. – [12] Rudolf

Schenda, *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe* 1770 bis 1910, Frankfurt a. M. (Klostermann) 1970, 22. – [13] *Violenz im populären Roman*, in: *Die Lesestoffe der kleinen Leute*, o. c., 105 ff. – [14] Hans-Jörg Neuschäfer, *Populärromane im 19. Jahrhundert von Dumas bis Zola*, München (Fink) 1976. – [15] Jean Tortel, *Qu'est-ce que la paralittérature*, in: *Entretiens sur la paralittérature* sous la direction de Noël Arnaud/Francis Lacassin/Jean Tortel, Paris (Plon) 1970, 15. – [16] Jutta Lilienthal, *Praxis der Literaturvermittlung. Der pädagogische Apparat franz. lit. Schulausgaben*, Frankfurt a. M. (Athenäum) 1974. – [17] Hans-Jörg Neuschäfer, o. c. 11. – [18] Ebenda, 163. – [19] Günther Fetzer, *Schwierige Trivialliteratur. Neue Forschungsarbeiten auf dem Prüfstand*, Bertelsmann-Briefe, Heft 87, Juli 1976, 22–30; 27.

AUF DER SUCHE NACH EINEM NEUEN WIELAND-BILD

Sein Wappentier könnte nur das Chamäleon sein, als das er sich selbst einmal bezeichnet hat. Das bestätigt sich gerade bei der Lektüre von Büchern, die versuchen, so etwas wie ein einheitliches Wieland-Bild zu entwerfen: soviele Wieland-Bücher, soviele Wieland-Bilder. Und Wieland «selbst»? Paradoxerweise behält er gegen sie alle recht, indem er ihnen allen recht gibt. Bestimmte er doch, im Jahre 1800 im *Teutschen Merkur*, als «ein wesentliches Stück» seiner Individualität nichts anderes als seine «natürliche Geneigtheit, alles ... von allen Seiten und aus allen möglichen Gesichtspunkten anzusehen, und einen herzlichen Widerwillen gegen das nur allzu gewöhnliche einseitige Urteilen und Parteinehmen». Damit aber stellt sich sofort wieder die Frage, in welchen Überzeugungen eine solche bis zum Gleichgültigen tolerante Persönlichkeit denn eigentlich gründe und ihren Halt finde.

Als Friedrich Sengle die geistige Desorientierung der Nachkriegszeit mit seiner grossen Wieland-Biographie (1949) konfrontierte, war eine Antwort gefunden, der die Qualitäten des Abschliessenden zu eignen schienen. Vor dem Hintergrund einer Zeit und einer Nation, die allzugläubig, allzulange und in allzuvielen Hinsichten auf die irrationalistischen Tendenzen des Sturm und Drang und der Romantik geschworen hatte, zeichnete sich hier die Gestalt des europäischen Bildungskosmopoliten ab als genuin zeitgemässes Vorbild: der Mann des Masses, der heitern Ausgeglichenheit und überlegenen Vernunft, der urbane, der weise Aufklärer als deutscher Sonderfall. Liest man jedoch die 1974/75 – sämtlich in der Schweiz – erschienenen Wieland-Bücher von Klaus Bäppler, John McCarthy und Wolfgang Paulsen mit den unvermeidlichen vergleichenden Seitenblicken herüber und hinüber, so kommt man aus dem philosophischen Staunen nicht heraus. Das «spezifisch Wielandische», das Sengle vor einem Menschenalter noch erkennen zu können glaubte, hat sich prismatisch in eine Vielheit zerlegt, die einer Gegenwart entsprechen mag, die sich auf ihren Pluralismus etwas zugute tut. Zwar behandeln die drei Bücher im Gegensatz zu Sengles Monumentalwerk nicht den Gesamtkomplex des schriftstellerischen Oeuvres Wielands, und selbst in der jeweiligen Auswahl der zu behandelnden

Schriften kommt es zu merkwürdig wenigen Überschneidungen. Dennoch aber schliesst sich die Interpretation bei allen dreien zu einem Bild von Wielands Menschenauffassung und damit zu einem Wieland-Bild zusammen. Diese Wieland-Bilder jedoch differieren nicht nur untereinander mehr oder weniger entscheidend, sie heben sich auch – in kritischen Korrekturen und gewandelten Akzentsetzungen im einzelnen – ihrerseits ausnahmslos von dem Sengles ab. Wenn dieses allerdings nichtsdestoweniger auch heute noch in seiner Gesamtanschauung den Eindruck des Endgültigen vermittelt, soweit davon in der Wissenschaft überhaupt zu sprechen ist, so nicht zuletzt deswegen, weil es diese Gesamtanschauung gewann aus einer (wenn auch vielleicht, wie Sengle fürchtete, «verfrühten») Synthese des *Gesamt*werks und seiner Erforschung. Zu einer *neuen* Synthese aber sind die drei Wieland-Bücher der letzten Zeit sicherlich wesentliche Schritte.

Relativ vertraut wirkt der «philosophische Wieland», den Bäppler präsentiert, wenn er seine Darstellung auch – erfreulicherweise – auf Texte basiert, die zu den weniger bekannten gehören[1]. Hier begegnen wir dem Aufklärer Wieland, gewiss einem ausserordentlich differenzierten Aufklärer, dessen gesellschaftliche und politische Ansichten, gebrochen durch die Stilmittel der Ironie und des Polyperspektivismus, sich im Laufe der Jahre wandeln, aber niemals so wandeln, dass man von einer «Überwindung» der Aufklärung zu sprechen versucht wäre. An Hand von exemplarischen Texten aus den verschiedenen Lebensstadien wird Wieland in Bäpplers Darstellung eindringlich vergegenwärtigt auf seiner Suche nach einem befriedigenden Verhältnis des Individuums zur Gesellschaft. Als Problem ergibt sich dieses Verhältnis daraus, dass für Wieland bei allen Schwankungen über die Jahre hin zweierlei axiomatisch feststeht: die Autonomie des Individuums und seine Bestimmung zum gesellschaftlichen Dasein. Wie sind diese konträren Ansprüche vereinbar? Während der Wieland der Zürcher Zeit, im *Theages*-Fragment (ca. 1754), versuchsweise mit der Konzeption eines sozusagen «vorgeselligen», isolierten Ich sympathisiert, aber darin keine Lösung sieht, experimentiert er in der Erfurter Zeit, im *Diogenes*-Roman (1770), bereits mit dem scheinbaren Paradox eines weltzugewandten Eremitentums, das der Gesellschaft in ironisch-versöhnlicher Distanz gegenübersteht. Auch hier aber endet es mit Skepsis. In der Zeit der Französischen Revolution regeneriert sich dann der Elan der Suche nach einer Lösung der «Grundfrage» (in verschiedenen Prosaschriften wie besonders «Das Geheimnis des Kosmopolitenordens») in einer aktuellen, konkreten Gesellschaftskritik aufklärerischer Prägung. Aber indem Wieland durch den Gang der Revolutionsereignisse in seiner Überzeugung bestätigt wird, dass vernunftgemässes Zusammenleben am besten in der Regierungsform der konstitutionellen Monarchie garantiert sei, bestärkt sich ebenfalls sein Misstrauen gegen die Demokratie, gegen das «Volk» und seine geschichtsmächtige Irrationalität – mit dem Ergebnis, dass er auch in diesem Stadium, bei aller Vehemenz der Kritik, in Resignation versinkt. Eine Resignation allerdings, die (wie in Bäpplers im allgemeinen völlig überzeugender und sympathisch luzider Argumentation eher zwischen den Zeilen zu lesen ist) nun doch eng mit jener Skepsis verschwistert ist, die die Vernunft gegen

sich selbst oder doch gegen ihre realen Verwirklichungsmöglichkeiten richtet und zu richten sich genötigt sieht. Selbst wo er in Resignation ausweicht, bliebe Wieland folglich, selbstkritisch bewusst, Aufklärer und ein würdiger, wenn auch nicht unproblematischer Repräsentant des *grand siècle*.

Genau an diesem Punkt könnte ein fruchtbares Gespräch mit McCarthy ansetzen[2]. Denn während Bäppler zu belegen versucht, dass eins der Hindernisse der Erkenntnis der optimalen Möglichkeiten authentischer menschlicher Erfüllung in der Gesellschaft das namentlich so benannte «*Schwärmertum*» sei (zum Beispiel S. 60 und 116f.), so möchte die Studie McCarthys im Gegenteil überraschenderweise gerade darauf hinaus, dass der in Wielands philosophischer Entwicklung beschlossene Sinn eben darin bestehe, dass er progressiv eine aufgeschlossenere Haltung gegenüber dem Schwärmertum gewinne und so schliesslich, spätestens mit dem *Peregrinus Proteus* (1791), in die unmittelpositive Sinn? Nur dies, dass der Schwärmer dem Diktat seines Herzens treu bliebe. Zwar geht der Autor nicht so weit, auch romantische Todesmystik in den *Peregrinus Proteus* hineinzulesen, aber an dieser Stelle spätestens drängt sich doch wohl die Frage auf, ob man «Herz» und romantischen Irrationalismus so ohne weiteres gleichsetzen könne, oder ob nicht eher von Empfindsamkeit zu sprechen sei. Diese aber ist keineswegs ein Phänomen, das dem Rationalismus grundsätzlich widerspricht; vielmehr ist sie – als Kult des Herzens innerhalb der Grenzen der Vernunft – durchaus dem Gesamtkomplex «Aufklärung» zugeordnet.

Nichtsdestoweniger bleibt die Frage, *wie* diese Zuordnung, die durchaus nicht ohne Spannungen zu denken ist, sich für Wieland tatsächlich herstellt. Damit wäre das Problem also an die innere Biographie, eine geistesgeschichtlich orientierte zumal, verwiesen. Kein Zufall vielleicht, und «wie gerufen» sicherlich, dass ein Versuch in diesem Genre, Wolfgang Paulsens, kaum ein Jahr nach den genannten Studien herauskam, die eine solche Betrachtung notwendig erscheinen lassen: bemerken doch beide gelegentlich *en passant*, dass autobiographische Züge jedenfalls in den Romanen in Rechnung zu stellen seien.

Paulsen geht es um den Versuch, «Wielands Menschenbild vom Menschen Wieland her zu verstehen, den Menschen und sein Werk also ... ‹wechselseitig zu erhellen›» (S. 143)[3]. Vorausgeschickt ist der Werkbetrachtung die Skizze einer Psychobiographie, die den «urbanen» Wieland als psychisch «Schwierigen» enthüllt: kontaktlos und gehemmt in der Jugend, ein «leidenschaftlicher Stubenhocker» (S. 39), dem noch im späteren Leben vor allem eine erotische «Mutter-Fixierung» und die bare Nähe der Romantik gerate: Romantik im Sinne des Gegenpols der Aufklärung, als Kult des Irrationalismus (S. 157). Eine provokante These in der Tat! Aber ist sie haltbar?

Einleuchtend ist der Grundgedanke: Wielands Bewertung der zeittypischen Figur des «Schwärmers» in den Romanen von *Don Sylvio* (1764) bis zum *Agathodämon* (1799) als Kriterium zu wählen für die Beantwortung der Frage nach dem Vorrang von «Herz» oder «Kopf», die Wieland lebenslang intensiv beschäftigt hat. Das Ideal wäre für Wieland, wie gelegentlich festgehalten wird, die Harmonie, ein ausgewogenes Miteinander von irrationaler Intuition und Rationalität. Zugestanden – aber

wird in der Behandlung der Hauptgestalten der Romane wirklich deutlich, dass Wieland dann doch immer entschiedener dem Herzen den Vorzug gebe als dem verlässlicheren, ja unfehlbaren (S. 153) Organ des Weltverständnisses und der Lebensgestaltung? Und das noch unter dem «Einfluss» des Sturm und Drang (S. 107) – so dass wahrhaftig wenig übrig bleibt von dem «urbanen» Wieland, für den die menschliche Höchstform nur in der gesellschaftlichen Existenz zu verwirklichen ist (S. 102)? Besonders in der Interpretation des *Peregrinus Proteus* stellt McCarthy sich zur bisherigen Wieland-Deutung quer: der «ehrliche Schwärmer» wird als positiv gemeinte Gestalt verstanden und damit der Roman als thesenhafte Rechtfertigung eines zum «Enthusiasmus» gemilderten Schwärmertums – obwohl dieser Schwärmer sein irrationalistisches Ideal doch nur im Selbstmord zu realisieren vermag! Kein Wunder, dass konstatiert werden muss, «das Positive» an diesem Selbstmord, der outrierten Geste der Asozialität, sei bisher nicht gewürdigt worden (S. 128). Und was wäre der «Vater-Suche» zu schaffen machen. Diese Komplexe sind es besonders, die Paulsen dann auch im Werk aufspürt. Dass dabei alles auf das Wie ankommt, liegt auf der Hand. Freud wird zwar als der Vater der «Moderne» berufen, aber auf die zünftige Symbolinterpretation der Freudianer lässt Paulsen sich nicht ein – ebensowenig wie auf das positivistische, zu eng am «Erlebnis» orientierte Fahnden nach den realen Vorbildern, die hinter Wielands literarischen Frauendarstellungen zu vermuten wären. Und doch zeigt sein Verfahren, dass er Erkenntnisse dieser beiden Richtungen mit Souveränität und Common sense, aber auch unterschiedlicher Subtilität sich zu eigen zu machen versteht, selbst da, wo die Ergebnisse über den Spekulationscharakter nicht hinausgelangen und nicht hinausgelangen können. Das ist hier im einzelnen nicht kritisch zu erörtern. Hervorzuheben ist die durchaus plausible Art, wie Paulsen den – für ihn im Mittelpunkt stehenden – *Agathon* statt als «Bildungsroman» als autobiographisches Zeugnis liest. Unerwartete und interessante, wenn auch zum Teil einseitig beleuchtende Streiflichter fallen dabei auf Wieland und sein Werk zugleich – etwa, wenn die Schönheit und Vollkommenheit Agathons vor dem Hintergrund von Wielands Leiden an seiner eigenen Hässlichkeit und Unzulänglichkeit als Wunschprojektion gesehen wird (S. 104–108) und nicht einfach als Aufgreifen einer literarischen Konvention, oder wenn eine Parallele entdeckt wird zwischen Agathons, die Struktur des Romans bestimmender Vater-Suche und Wielands Weg zu Bodmer (S. 179, 242/43), oder, schliesslich, wenn Paulsen die Dialogfreudigkeit des Erzählers Wieland im Hinblick auf Wielands eigene Schüchternheit ins Auge fasst und von daher auf eine eigentümliche Ungeselligkeit des Dialogstils aufmerksam wird.

Ob von solcher Betrachtungsweise aus ein Licht auf die Frage nach Wielands tragenden Überzeugungen fallen könnte, wie sie sich durch die Arbeiten von McCarthy und Bäppler neu gestellt hat, käme auf den Versuch an. Paulsens Hauptinteresse liegt hier nicht, obwohl doch auch seine Darstellung, wie die beiden anderen, das Bild des urban gesicherten, seiner selbst gewissen Wieland entschieden korrigiert. Erst wenn sich eine Möglichkeit fände, die «psychologischen Perspektiven» zugleich auch geistesgeschichtlich fruchtbar zu ma-

chen, dürfte das sich so insistent stellende Problem zu bewältigen sein, ob Wieland einen «Charakter» und eine «Überzeugung» gehabt habe. Von einem solchen Gesichtspunkt wäre es angesichts der Vielfalt der philosophischen «Stimmungen» dieses komplexen Denkers und Literaten denkbar, dass sich an ihm so etwas wie die Tragödie der Aufklärung erfüllt habe: dass er das Stadium der Aufklärung repräsentierte, in dem diese sich, *contre cœur* und doch unwiderstehlich, gegen sich selbst richtet und in Ratlosigkeit endet.

Karl S. Guthke

[1] Klaus Bäppler, Der philosophische Wieland. Stufen und Prägungen seines Denkens. Francke, Bern 1974. – [2] John McCarthy, Fantasy and Reality. An Epistemological Approach to Wieland. Lang, Bern 1974. – [3] Wolfgang Paulsen, Christoph Martin Wieland. Der Mensch und sein Werk in psychologischen Perspektiven. Francke, Bern 1975.

HINWEISE

Städtebau und Herrschaftsform

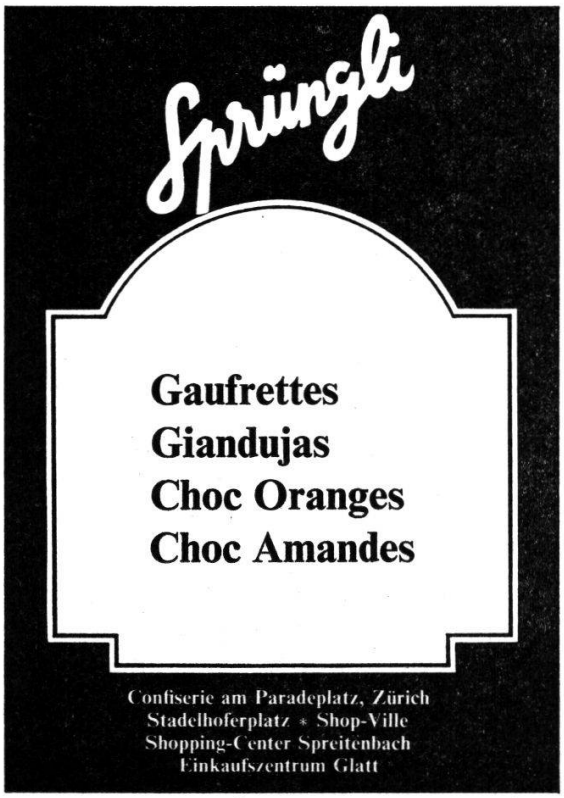
«Man sieht jeder Stadt an, wer sie regiert und wie sie regiert wird». Dieses Zitat aus der Einführung könnte gut als Motto des DuMont-Dokumente-Bandes «Abendländische Stadtbaukunst» gelten. *Wolfgang Braunfels*, Kunsthistoriker aus München, deutet in anschaulicher Weise, wie die europäischen Städte vor allem des Mittelalters, des Barocks, des frühen 19. Jahrhunderts, in ihren Bauformen Staatsordnungen und Ideologien widerspiegeln, ja oft sogar steingewordene politische Willenskundgebungen sind. Stadtarchitektur nur unter dem Aspekt einer Herrschaftsform zu sehen, mag allerdings zu Überspitztheiten führen – der Autor gibt das auch zu und erhebt nicht den Anspruch, ein umfassendes Städtebau-Kompendium vorzulegen. Aber fruchtbar ist diese Betrachtensweise trotzdem. Das zeigt etwa eine Feststellung – oder Behauptung – des Buches in bezug auf ein naheliegendes Objekt: «Gäbe es Analysen für die Neurosen von Städten – Zürich wäre ein interessantes Beispiel für die Wendung aller Kulturanstrengungen nach innen, wo alles nach aussen Gerichtete missdeutet wurde.» (Verlag M. DuMont Schauberg, Köln 1976.)

Theater unserer Zeit

Günther Rühle ist als Kritiker wie als Historiker der Theater-Neuzeit bekannt. Das vorliegende Suhrkamp-Taschenbuch vereinigt Aufsätze und Vorträge, die zum Teil schon gedruckt zugänglich waren wie die grosse Einleitung über das Theater der Weimarer Republik. Im ganzen ist da eine Gesamtschau entstanden, die mehr vom theaterpraktischen als vom theoretischen, mehr vom Standpunkt eines mit allen Fasern Beteiligten als von dem eines kühlen Betrachters gesehen ist. Darum auch mündet die Aufsatzsammlung in eine Zusammenstellung von Argumentationshilfen für Parlamentarier und Verteidiger des Theaters, wenn es darum geht, dem Theater Geldmittel zu sichern. (Suhrkamp-Verlag.)

Warum im Dialekt?

Die Mundartwelle ist eine die Landesgrenzen überspringende Erscheinung. Was hat sie ausgelöst, was bewegt heute zahlreiche Autoren, in der Mundart zu schreiben? *Gerhard W. Baur* hat die Frage in ausgedehnten Interviews mit Schriftstellern zu klären versucht. Ein Fazit kann auf knappem Raum nicht formuliert werden. Worin sich Mundart von Schriftsprache hinsichtlich ihrer Ausdrucksmöglichkeiten aus der Sicht der Autoren unterscheidet, warum diese Autoren sie gebrauchen, hat höchst unterschiedliche Erklärungen und Begründungen. (Francke-Verlag, Bern und München 1976.)

Deutsche Literatur im Dritten Reich

Dokumentationen, Sammlungen von Leseproben und Analysen der Literaturpolitik unter dem Nationalsozialismus gibt es in nicht kleiner Zahl. Was *Horst Denker* und *Karl Prümm* im Sinn hatten, ist bestimmt durch ihre Prämisse, die Erforschung dieser Bereiche stehe noch in den Anfängen. Das Buch, das die Beiträge von über zwanzig Germanisten zum Teil der jüngeren und jüngsten Generation enthält, soll Anstösse geben, Arbeitsfelder abstecken und bisher vernachlässigte Zusammenhänge durchschaubar machen. Das gelingt in unterschiedlicher Weise. (Verlag Philipp Reclam jun., Stuttgart 1976.)